Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 154 (1881)

Artikel: Aus aller Herren Ländern
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657127

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Feind, die Reblaus, erfroren; an andern, namentlich an der Nebelgrenze, da, wo die Bäume bald im warmen Sonnenschein, bald im todeskalten Nebel steckten, haben die Obstbäume bedenklich gelitten, und mancher Schaden ist erst spät, nachdem die Bäume anscheinend schön verblüht, zum Vorschein gekommen. Noch schlechter ist es den fremden Zier- und Nutzpflanzen gegangen. Von den zierlichen, süßduftenden Glycinen, die mit ihren hellblauen Blüthentrauben und ihrem dunkeln, dichten Blattwerk so manche Laube und Altane schmückten, ist in der Gegend von Bern nicht manche mit dem Leben davongekommen, und von den ausländischen Nadelhölzern, den Wellingtonien, Normannien u. s. w., ist das Meiste entweder abgestorben oder kränkelt immer noch an den Folgen des Winters, während die einheimischen Waldbäume sich tapfer und mit Erfolg gewehrt haben.

Aber wenn der Bote so dem Winter seine Sünden aufzählt, so darf er doch auch seine guten Eigenschaften nicht vergessen; der Winter war kalt und lang, aber doch schön und im Ganzen gesund. Der massenhafte Schnee deckte den Boden gut zu und hielt ihn warm, und die Kälte hat deßhalb den Feldfrüchten nicht geschadet. Dem kalten Winter ist ein heißer, fruchtbarer Sommer gefolgt mit reicher Ernte; hoffentlich wird ihm auch noch ein guter Herbst mit ergiebiger Weinlese nachkommen.

Aus aller Herren Ländern.

Unser liebes Heimatland liegt fast zu Mitts und zuhöchst in Europa, gerade wie ein Wartthurm oder Luginsland, von dem aus man sehen kann, wie es da draußen rings herum aussieht und zugeht. Wenn wir heute von unserm Luginsland den Blick zu unsern Nachbarn ennet der Berge und des Rheines schweifen lassen, so finden wir, daß das Wetter bei ihnen so zwischen durch ist. Hell und klar ist es nicht am politischen Himmel, vielmehr thürmen und ballen sich rings am Horizont schwere Wolken, unheilschwanger, Verderben drohend; aber so schwarz und wüst die Wolken sind, es ist doch noch möglich, daß die Sonne Meister wird und Nebel und Wolken zerstreut, oder daß, wenn ein Gewitter losbricht, es sich auf eine einzige Gegend beschränkt und nicht zum Weltsturm wird.

Fangen wir bei unsern lieben Nachbarn an, die hinter dem blauen Leberberge wohnen, so scheint da auf den ersten Blick das Wetter gar gut zu sein. Die Republik ist in Frankreich am 4. September 1880 just zehn Jahre alt geworden und hat sich in der Zeit mehr und mehr befestigt, ihre Gegner dagegen haben von Jahr zu Jahr mehr Boden verloren; sie sind unter sich uneins und die gefährlichsten unter ihnen, die Bonapartisten, sind, seitdem der Prinz Napoleon im wilden Zululande unter den Speeren der Kaffern verblutet hat, ohne Haupt und ohne Ziel. Der Kriegsschaden der Jahre 1870 und 1871 ist längst verwunden, ja das besiegte Frankreich steht trotz aller Brandschatzungen jetzt reicher und stattlicher da als das siegreiche Deutschland. Im Bewußtsein seiner Kraft hat sich denn auch Frankreich einmal daran gemacht, der Geistlichkeit, die während des Kaiserreichs gar übermüthig und allmächtig geworden war, gehörig auf die langen Finger zu klopfen und sie in ihre Schranken zurückzuweisen; die Jesuitenschulen sind geschlossen, die Klöster aller vom Staate nicht genehmigten Orden aufgehoben, die Volksschule der geistlichen Leitung entzogen worden. Daß das Alles nicht geschehen konnte ohne Sturm und böses Wetter, versteht sich von selbst; aber von den Wolken hat Frankreich nichts zu fürchten, so lange es fest und vor Allem mäßig und gerecht bleibt und nicht die Religion selbst, sondern nur die Uebergriffe der Geistlichkeit bekämpft. Eher könnte vielleicht eine andere Wolke gefährlich

werden, eine düstere Wolke mit blutrothem Saume, bösen Angedenkens von 1871 her, der Kommunismus und Anarchismus, die unter dem Schutze einer vorschnell gewährten Amnestie frech und keck wieder in Paris, Lyon, Marseille und andern Städten ihr Haupt erheben. Aber auch diese Wolke sieht gefährlicher aus als sie ist; die große Masse des Volkes will von der Blut- und Petrolherrlichkeit nichts wissen und wendet sich mit Abscheu von den Aposteln derselben ab.

Nein, die böseste Wolke, die wir am Horizonte Frankreichs aufsteigen sehen, ist die wieder erwachende Kriegslust, der Wunsch nach Rache an Deutschland, nach Wiedergewinnung der verlorenen Länder Elsaß und Lothringen. Und das müssen wir uns von vornherein klar machen, das Wetter, mit welchem uns diese Wolke bedroht, wird früher oder später losbrechen, und es wird ein bös und giechtig Wetter sein nicht nur für Deutschland und Frankreich, nein, auch für uns, die Nachbarn, die wir zunächst am Wetterloche wohnen. Gut wär's, wenn wir dagegen einen gehörigen Blitzableiter aufstellten, wie es die andern Nachbarn zwischen Deutschland und Frankreich gemacht haben, die Belgier.

Es ist jetzt just 50 Jahre her, seit Belgien sich von Holland getrennt und selbstständig gemacht hat, und die Belgier haben es auch nicht unterlassen, dies ihr Jubiläum würdig zu feiern. Das Ländchen, reich durch Fleiß und Geschick seiner Bürger, ein Königreich, aber deßhalb doch kaum weniger frei als irgend eine Republik, ist zwar, wie die Schweiz, neutral, aber darauf verlassen sich die Belgier nicht. Sie halten es mit dem alten englischen Feldherrn und Staatsmann Oliver Cromwell, der seinen Soldaten vor der Schlacht sagte: Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken! Die Belgier vertrauen auch auf ihre Neutralität, aber ihr Pulver halten sie eineweg trocken, und damit bei jenem bösen Wetter der Blitz nicht etwa bei ihnen einschlage, haben sie einen tüchtigen Blitzableiter gesetzt, ihre mächtige Festung Antwerpen, die von Jahr zu Jahr vergrößert und verbessert wird, so daß sie im Kriegsfalle der belgischen Armee eine sichere Stütze gewähren und vielleicht den ganzen Kriegslärm von Belgien fernhalten kann.

Und wir? Ja nun, es wird öppe nid so pressiere; me cha de geng no luege! Wir lassen die Sache eben rutschen; an Schützen- und Turnfesten rühmen wir uns unserer Ahnen von Laupen, Sempach, Grandson und Murten. Nur schade, daß uns die tapfern Altvordern, wenn's Ernst gilt, nicht zu Hülfe kommen können! Wenn das Wetter einmal unversehens losbricht, dann wird man vielleicht finden, es wäre gut gewesen, nicht nur die Tapferkeit, sondern auch die Vorsicht der alten Schweizer nachzuahmen, die ja, wie alle ihre Schlachten beweisen, den Werth fester Plätze gar wohl zu würdigen wußten; aber dann wird es freilich mit der Einsicht zu spät sein, und die Schweiz, die jetzt keine 20 Millionen für ihren Grenzschutz vermag, wird dann ihr Gehenlassen mit der 50fachen Summe, wenn nicht mit dem Verlust ihrer Freiheit und Selbstständigkeit, zu büßen haben.

Den Belgiern wäre übrigens für den Kriegsfall noch extra Hülfe versprochen, aber sie haben Recht, wenn sie darauf nicht allzu fest bauen. Auf England ist nie viel Verlaß gewesen, und der britische Löwe, der mit dem belgischen gut Freund und Dutzis ist und ihm Hülfe versprochen hat, der hat zwar ein recht großes Maul, aber wenig Courage, wo es sich nicht um Ganz- oder Halbwilde handelt, mit denen er leicht fertig werden zu können glaubt. Die konservative Regierung hat zwar 1880 einer sogenannten liberalen Platz gemacht, aber geändert hat deßhalb nicht viel; der Maulheld Beaconsfield ist einfach von dem Großmaul Gladstone abgelöst und dadurch England, sonst die Hauptstütze der Türkei, auf die Seite Rußlands hinübergebracht worden. Da haben es die Belgier recht deutlich sehen können, wie zuverlässig Englands Hülfe ist! Freilich hat England auch ohnehin Grund genug, sich nicht viel in europäische Händel einzulassen, denn in Afrika und in Asien, im Zululande und in Afghanistan, machen ihm die Wilden und Halbwilden das Leben sauer, und im eigenen Lande steht ein Aufruhr der Irländer gegen die englische Unterdrückung gar nicht weit im Felde.

Rechts stößt an Belgien Deutschland, und da sieht es nicht gut aus. Handel und Gewerbe liegen darnieder, die Landeskraft wird von der übermäßigen Militärlast vollauf in Anspruch genommen, und doch kann angesichts der französischen Drohungen Deutschland nicht abrüsten, und trotz der schlimmen Finanzlage müssen immer wieder neue Millionen dem Kriegsmoloch zum Opfer gebracht werden. Die innere Politik geht den Krebsgang. Bismark will's einmal mit dem Rückschritt probiren, weil ihm die liberalen und fortschrittlichen Parteien nicht immer gleich auf's Wort pariren wollten. Unfriede und Zerfahrenheit, schlechte Finanzzustände im Innern, beständige Kriegsbereitschaft gegen Außen, das ist, in groben Zügen gezeichnet, die gegenwärtige politische Lage des deutschen Reiches. Sie ist fürwahr keine rosige, und das um so weniger, als Deutschland Front nach zwei Seiten machen muß, nach Westen und nach Osten. Denn Rußland ist ein böser Nachbar, und wenn einmal die deutschfeindliche Partei, an deren Spitze der Thronfolger steht, die Oberhand gewinnen sollte, so könnte die bisherige Freundschaft der beiden Staaten, die ohnedies mehr auf den persönlichen Gefühlen der Herrscher als den Sympathien und Interessen des Volkes beruht, leicht ein böses Ende nehmen und Frankreich bei einem allfälligen Revanchekrieg an Rußland einen bereitwilligen Bundesgenossen finden. Nicht als ob Rußland nicht Grund genug hätte, sich stille zu halten und Händel zu vermeiden: wenn es auch im letzten Krieg gegen die Türken siegreich gewesen ist, so war doch der Kampf ein harter, und die Wunden, die er geschlagen, sind noch lange nicht vernarbt. Zudem haben die Russen genug Werch an der Kunkel, denn zwischen ihnen und den Chinesen kann der Krieg jeden Tag ausbrechen, und die wilden Turkmenenstämme im oberen Turan haben den Heeren des weißen Czaars schon manche schwere Schlappe beigebracht. Im Innern herrscht unter der strengen Zucht des Generals Loris-Melikoff freilich für den Augenblick Ruhe; aber es liegt nur wenig Asche auf der Gluth und jeden Augenblick kann die Flamme des Aufruhrs daraus emporlodern, kann der Nihilismus mit Gift, Dolch und Brandfackel wieder auftauchen, einer giftigen Schlange gleich, die aus dem Winterschlaf erwacht. Fürwahr, die Russen hätten Grund genug, im eigenen Hause und vor der eigenen Thür zu wischen und zu putzen, aber trotzdem können sie es nicht lassen, ihre Hand überall im Spiele zu haben, besonders im Orient, wo die Türkei, zu schwach zum Leben und zu zähe zum Sterben, einen langen peinlichen Todeskampf durchmacht. Es ist aus mit der Herrlichkeit der Türken in Europa, und schade ist es nicht um sie. Aber wer wird das Erbe der Türkei antreten? Zwar steht das niedere Raubgeschmeiß schon bereit, den noch zuckenden Leichnam zu zerreißen, die Schakale von Montenegro, Bulgarien und Rumelien, die Wölfe von Serbien und Rumänien und der griechische Fuchs; aber hinter ihnen steht der russische Bär und wird sie von der Beute wegjagen, um sie selbst zu verzehren, wenn er nicht etwa gerade sie alle mit verspeist.

Appetit genug hätte er schon dazu, aber der Bissen könnte ihn doch vielleicht im Halse würgen. Zwar hat der britische Leu einfältigerweise angefangen, dem Bären zu helfen, aber der Doppeladler Oesterreichs ist auf seiner Hut und will auch sein Theil von der Beute, ja er hat es sich zum Voraus gesichert. Nicht aus Ländergier, denn Land und Leute hat Oesterreich genug, sondern zur Abwehr, damit nicht Russen oder russische Vasallen sich in Bosnien festsetzen, das wie ein Keil zwischen den österreichischen Ländern Dalmatien und Slavonien liegt und für die Zukunft zu einer gefährlichen Ausfallspforte werden könnte. Denn die Russen glauben immer noch, die Krebsschäden im eigenen Lande durch Eroberungspolitik nach Außen heilen oder wenigstens verdecken zu können, und statt die Zustände im Innern zu verbessern, zu entsumpfen, möchte man sagen, stiften sie überall in den Nachbarländern Händel an und träumen von einem großen Slavenreich, das den ganzen Osten Europas umfassen soll; da ist ihnen denn das Doppelreich Oesterreich-Ungarn ein Pfahl im Fleisch, ein Dorn im Auge, und so wie sie mit der Türkei gründlich aufgeräumt, durch

den Erwerb Konstantinopels die Erbschaft des alten byzantinischen Weltreichs gewonnen haben werden, soll Oesterreich an die Reihe kommen. Nun, damit hat es noch gute Wege, denn die österreichischen Slaven sind nach der russischen Kultur gerade nicht lüstern und haben auch keine Ursache dazu, und Oesterreich-Ungarn, im Bunde mit Deutschland, ist stark genug, sich gegen Frankreich und Rußland zugleich zu wehren, sogar wenn noch Italien sich diesen als Dritter im Bunde zugesellen wollte. Es ist eben mit Italien ähnlich wie mit Rußland; das Land ist schön und fruchtbar, nach Außen wohl gedeckt, so daß Niemand ihm etwas zu Leide thun kann und will, so lange es sich selbst genügt und nicht fremdes Gut beansprucht. Aber da liegt eben der Hase im Pfeffer! Im Innern ist Italien ebenfalls faul; im reichsten Lande Europa's lebt die Landbevölkerung schlechter als das Vieh und fällt bösen Seuchen anheim; die Stadtbevölkerung ist die willige Beute eines Heeres von Advokaten, welche die Patrioten spielen und das Volk dabei aussaugen; in manchen Gegenden gedeiht das Räuberunwesen besser als Olive und Rebe; die Steuerlast ist beinahe unerschwinglich. Aber dem Allem sucht man nicht durch Verbesserungen im Innern entgegenzuwirken, sondern durch eine kecke und abenteuerliche Politik nach Außen.

Von der Schweiz möchte Italien gerne das Tessin, von Oesterreich Südtyrol, Triest und Dalmatien, von der Türkei auch ein Stück haben, unbekümmert darum, ob die Tessiner, Tyroler u. s. w. auch nach der italienischen Herrlichkeit fragen, oder ob es ihnen nicht geht, wie dem Landvolk der Lombardei, Venetiens und Toscanas, das schon nach 20 Jahren das Königreich Italien gründlich satt hat.

Nun, einstweilen wollen wir uns darum nicht graue Haare wachsen lassen; es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Bei aller Eroberungslust sind die Herren Italiener doch vorsichtige Leute, und wenn sie auch gegen ein gutes Trinkgeld sich gern den Buckel voll Schläge geben lassen, so fragen sie doch den Schlägen ohne Trinkgeld wenig nach. Die Gotthardbahn darf deßhalb eineweg ausgebaut werden, so gut wie die Arlbergbahn, die im verwichenen Frühjahr vom österreichischen Reichsrath beschlossen worden ist und einen direkten Verkehr zwischen Oesterreich und der Schweiz, ohne den Umweg über Deutschland, bewerkstelligen soll. Freilich steht nun die Schweiz nach allen vier Seiten offen; von Süden her führt die Gotthardbahn in's Herz der Schweiz, von Osten her die Arlbergbahn, von Westen die französischen Bahnen bei Genf, Jougne, Verrières und Delle, von Norden die deutschen bei Basel, Koblenz, Schaffhausen, Ramsen, Konstanz und Rheineck. Da gilt es, auf der Hut zu sein, daß nicht unser Ländchen auch im Kriege als Durchpaß gebraucht werde; drum überall, wo sich eine Thüre findet, einen gehörigen Riegel dazu, zunächst nach den Seiten, wo der Nachbar am meisten Lust zeigt, uns einen ungebetenen Besuch zu machen.

Daß es trüb Wetter ist am politischen Horizont, wenn schon der Sturm noch nicht ausgebrochen ist, das hat der Bote in diesen Zeilen gezeigt. Drum hält er es auch, wie die Belgier, mit Cromwell und sagt: Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!

Das eidgenössische Sängerfest in Zürich.

Nach einer langen Reihe von Jahren zog in den Julitagen 1880 die schweizerische Sängerfahne wieder einmal in Zürich ein und veranlaßte damit eines der großartigsten und schönsten Volksfeste, welche in der Schweiz wohl je gefeiert worden sind. Es darf wohl gesagt werden, daß hinsichtlich des Glanzes der äußern Ausstattung, sowie der Theilnehmerzahl und der Zuschauermassen dieses Fest alle seine Vorgänger übertroffen habe. Da Manches von dem Erwähnten vorauszusehen war, hatte man sich in Zürich nur nach langem Bedenken zur Uebernahme eines Unternehmens verstehen können, welches vor fünf Jahren in Basel schon ein so großartiges Gepräge erhalten hatte.

Die größte Schwierigkeit für die trefflich organisirten Komites lag in der Auffindung eines Festplatzes, da seit dem letzten hier gefeierten